

SCHOPENHAUER IN DER ANEKDOTE

Don Arthur Hübscher (*Waging am See*).

Eine umfangreiche Mappe umschließt die in mehreren Jahrzehnten gesammelten Schopenhauer-Anekdoten. Wir blättern sie wieder einmal durch: sie erweist sich als eine Sammlung sonderbarer, manchmal merkwürdig hilfloser Bemühungen um das Menschliche des Philosophen, aus denen sich irgendwie doch ein Stück Wirkungsgeschichte ablesen läßt. Einzelne dieser Anekdoten gehen auf die Zeit Schopenhauers zurück, sie sind im Kreise seiner Freunde und Anhänger erzählt worden oder lassen sich auf irgendeine andere Weise mit ihm in Verbindung bringen. Andere sind frei erfunden, wieder andere irgendwoher auf Schopenhauer übertragen worden. Es kommt nicht darauf an, daß sie in jedem Falle auf ihn passen. Allzuhäufig muß der berühmte Name dazu dienen, die Bedeutung einer Geschichte zu steigern. Schopenhauer wird in allen Lebenslagen vorgeführt; beim Essen, beim Umzug, im Gespräch mit Tischgenossen, mit dem Arzt, mit Aussprüchen über die Weiber, über das Heiraten, über Hunde, in einem besonders sorglosen Geschichtchen wird auch seine Gattin eingeführt, und zuletzt finden wir ihn sogar im Spielsaal.

Wir begleiten den Abdruck der Anekdoten mit den erreichbaren Nachweisen, um Anhaltspunkte für ein künftiges Fragen, Suchen und Nachforschen zu geben. Auf die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der einzelnen Geschichten einzugehen, bestand umso weniger Anlaß, als niemand, der nur halbwegs mit Schopenhauers Leben und Gewohnheiten vertraut ist, im Zweifel sein wird, was er davon zu halten habe.

I.

Bei der Mahlzeit sprach er gerne; doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfter beobachtend. So legte er z. B. eine Zeit lang täglich ein Goldstück vor sich hin, ohne daß die Tischnachbarn wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder an sich. Endlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er: das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tisch sitzenden Offiziere nur ein einziges Mal eine andere ernsthafte Unterhaltung als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten.

Wilhelm Gwinner, Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt, Leipzig 1862, S. 210 (2. Aufl. 1878, S. 530).

Diese Geschichte wurde schon in den 50er Jahren mit Schopenhauer in Verbindung gebracht. *Gwinner* hatte sie zu einer Zeit, als er „noch nicht mit Schopenhauer persönlich verkehrte,“ d. h. vor 1854, „von einem vollkommen glaubwürdigen älteren Tischgenossen“ Schopenhauers (in einem Brief an Grisebach vom 28. 11. 1883 nennt er Emden) gehört. Ebenso hat sie Adolf Friedrich Graf von *Schack* (Ein halbes Jahrhundert, 1888, 3. durchgesehene Aufl. 1894, S. 33 f) noch zu Lebzeiten Schopenhauers in Frankfurt vernommen. Herzog *Max* von Bayern, der mit Schopenhauer öfter an derselben Tafel speiste, hat sie — zusammen mit einem Witz über Schopenhauers Hund und einen österreichischen Offizier — dem Sammler Holländer erzählt (Brief Holländers an Alfred Freiherrn von Mensi-Klarbach vom 25. 12. 1916). Und noch ein vierter Zeitgenosse verbürgt sich für sie — auch er allerdings nur auf Grund von Hörensagen: August *Lesimple*, in jungen Jahren längere Zeit als Gehilfe in der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. tätig, erzählt in einem Aufsatz „Eine Erinnerung an Schopenhauer“ (Elberfelder Zeitung, Nr. 244, 2. Ausg., 6. 9. 1886):

Eines Tages erhielt Schopenhauer unmittelbar vor Essenszeit Besuch eines auswärtigen Gelehrten. Er wußte nichts Besseres in der fatalen Stunde zu thun, als ihn sofort zum Essen in den Gasthof mitzunehmen. Seine Stimmung, schon etwas durch die Störung gereizt, gab sich gleich an versammelter Tafel kund. Er legte mit Ostentation einen Friedrichsd'or auf den Tisch, seinem Gast laut bemerkend: „Sehen Sie das thue ich nicht zum erstenmale. Dieses Geldstück ist für den ersten besten Armen bestimmt, wenn gewisse Herren, — am Tische natürlich gemeint — auch nur einmal von etwas Anderem sprechen, als Pferden, Hunden, Cigarren u. dergl. Ich kann es aber nie loswerden.“

Paul Armand *Challemel-Lacour* (*Revue des deux mondes*, 15. 3. 1870; dann *Etudes et réflexions d'un pessimiste*, 1901) will die Geschichte sogar im letzten Lebensjahr des Philosophen bei diesem selbst erlebt haben, ein Zeugnis, das bei der Unzuverlässigkeit des Berichterstatters allerdings nicht viel besagen will.¹⁾ Schon David *Asher* (Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über hin, 1871, S. 95) wendet sich gegen die Art, wie Challemel-Lacour „die von Gwinner zuerst erzählte und von Scribenten aller Art seitdem ausgebeutete und natürlich entstellte Anekdote“ als eigenes Erlebnis aufischt.

Und dann mehrten sich die Einwände gegen die Erzählung: Ein jüngerer Tischgenosse Schopenhauers, Robert von *Hornstein* (Wiener „Neue Freie Presse,“ Nov. 1883; dann: *Memoiren*, hg.

¹⁾ Vgl. Arthur Schopenhauers Gespräche, hg. von Arthur Hübscher, XX. Jahrb. 1933, S. 348. (Im Folgenden zitiert: Gespräche.)

von Ferdinand von Hornstein, 1908, S. 114; vgl. Gespräche, S. 208) zählt sie unter ausdrücklicher Berufung auf Schopenhauers Äußerung „Solches Zeug rede ich nicht“ zu den wenig glaubhaften Table d'hôte-Anekdoten über Schopenhauer. Gwinner sucht sie damals auf die Anfrage Eduard Grisebachs hin noch zu retten: „Die Anekdote vom Goldstück habe ich weder selbst miterlebt, noch kann ich mich erinnern, sie aus Sch.'s Munde bestätigt erhalten zu haben; sie wurde aber s. Z. hier allgemein — mir *ni fallor* von Dr. Emden — erzählt und ich hatte keinen Grund nachmals an ihrer Echtheit zu zweifeln, da die Tischgesellschaft, in welcher sich Sch. in den vierziger Jahren oft langweilte, ganz dazu paßte. Daß sie Sch. verleugnet habe, beweist nichts, da er sich nie an offener Wirthstafel über dergleichen coramiren ließ und eine Nothlüge für erlaubt hielt. Die Antwort „Solches Zeug rede ich nicht,“ paßt auch wenig auf diese Anekdote, deren Pointe nicht in einem Dictum, sondern in einer Handlung — dem Hinlegen des Goldstückes — liegt; wohl aber auf die offenbar apokryphe Geschichte von dem „Ich denke auch für zwei.“ (Brief vom 28. 11. 1883.)

Als die Geschichte dann im Herbst 1896 wieder einmal in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht und von der Allgemeinen Schweizer Zeitung übernommen wird, kann ein Leser dem Schweizer Blatte mit dem Nachweis dienen, daß es sich um eine alte Wanderanekdote handle. (Vgl. „Matthisson und Schopenhauer,“ Frankfurter Zeitung, 8. 11. 1896.) Sie wird in Friedrich von Matthissons „Erinnerungen“ (Zürich 1816, Bd. V, S. 121—124) von einem reisenden Engländer berichtet, auch hier offenbar nicht nach eigenem Erlebnis, sondern nacherzählt; wahrscheinlich nach einer holländischen Quelle:

Ich speiste in Innsbruck gewöhnlich an der Wirthstafel, wo die Gesellschaft größtentheils aus jungen Offizieren bestand. Auch ein Engländer von ernstem und schweigsamem Wesen fand sich dabei regelmäßig ein. Er öffnete den Mund selten anders als zur Stillung der Begierde das Tranks und der Speise. Auffallen mußte der Tischgesellschaft indeß die Sonderbarkeit, daß er Tag für Tag nach aufgefalteter Serviette einen *Louisd'or* neben sein Gedeck legte und beim Dessert immer sorgsam in den Geldbeutel zurückschob, ein Spiel, welches er unausgesetzt wiederholte. Endlich fing es den Herrn an, warm vor der Stirne zu werden, und man beschloß einmüthig, in der festen Meinung, der Fremde führe nichts weniger im Schilde, als durch das räthselhafte Goldstück sie sammt und sonders zum Besten zu halten, ihn deshalb um Erklärung anzusprechen. Ein jovialer Licutenant erbot sich auf der Stelle, als Repräsentant der verunglimpften Gesellschaft aufzutreten und den wunderlichen Heiligen, wie er sich ausdrückte, dermaßen ins Gebet zu nehmen, daß ihm die Straßensteine von Innsbruck zu glühenden Kohlen werden sollten. Als am folgenden Mittage der verfängliche

Louisd'or wieder auf das Tischtuch gelegt wurde, erhob sich der Lieutenant von seinem Sitze und sprach mit der feierlichen Würde des Meisters vom Stuhl in einer Freimaurerloge: „Mein Herr, wir sind des einfältigen Spasses überdrüssig, daß Sie den Louisd'or da zur Schau legen und wieder in den Sack stecken. Wir dringen auf Erklärung. Dahinter lauert eine Schalkheit, Sie haben es mit uns Allen zu thun, das bedenken Sie wohl! Also hurtig zur Sache!“ — „Augenblicklich meine Herren“, erwiderte der Brité mit ruhiger, beinahe phlegmatischer Gleichmüthigkeit, „bin ich bereit, Ihrem Wunsche zu willfahren. Das Ding, welches Ihnen so wichtig scheint, ist im Grunde nur ein ganz unschuldiger Scherz, und verhält sich kürzlich also: In den fünf Jahren, die ich nun bereits in der Welt umherziehe, nahm ich meine Mahlzeiten immer am liebsten an der Wirthstafel ein. Daher wurde mir ganz häufig die Ehre, mit jungen Herren vom Soldatenstande zusammenzutreffen. Wenn doch diese braven Gäste auch nur ein einziges Mal von etwas Anderem gesprochen hätten, als von Dirnengeschichten und vom Dienstel! Da lief mir denn der Einfall durch den Kopf, der Armuth einen Louisd'or zu geloben, wenn die Rede sich zur Abwechslung in günstiger Stunde mitunter vielleicht auch auf andere Gegenstände lenken würde. Doch hat es mir bis auf den heutigen Tag immer noch nicht gelingen sollen, mein Goldstück an den Mann zu bringen.“ Der Brité sprach diese kleine Tischrede mit so naiver Unbefangenheit, daß die jungen Herren das Ding wirklich für das nahmen, wofür der freimüthige Sprecher es ausgab, für einen unschuldigen Scherz.

Einige Jahrzehnte später taucht die Erzählung dann mit den erforderlichen Abwandlungen wieder in dem Buche „Der französische Soldat unter Napoleon“ (aus dem Französischen, Leipzig 1839) auf:

Wir lagen bei Breslau im Kantonement, ein Teil unseres Regiments, bei dem ich stand, in Oels, wo wir Offiziere im besten Wirthshaus unsere gemeinschaftliche Tafel hielten. Zu den Offizieren unseres Regiments gehörte auch ein Kapitän R., ein schweigsamer, wunderlicher, aber sehr geistreicher Mann. Bei der Tafel in Oels legte dieser täglich, wenn er sich mit uns zu Tische setzte, ein Vierzigfrancstück vor sein Kuvert. Nach dem Dessert nahm er das Goldstück wieder weg, steckte es in seine Börse und entfernte sich. Auf unsere oft wiederholte Frage nach dem Grunde dieses Manövers erwiderte er: „Ihr werdet es erfahren, wenn wir abmarschieren.“ mit welcher Antwort wir uns einstweilen bescheiden mußten. Endlich beim letzten Mittagstisch in Oels erklärte er: „An den Offizierstafeln dreht sich die Konversation immer nur um Dienstangelegenheiten oder um Liebesabenteuer oder Gewinn und Verlust im Spiel, nach meinem Geschmack höchst langweilige Gegenstände. Ich hatte mir nun vorgenommen, das Goldstück den uns bedienenden Markören zu geben, wenn ich einmal das Glück haben sollte, über andere Dinge sprechen zu hören. Es wurde mir niemals zuteil, und ich habe mein Goldstück behalten.“

In der Folge nimmt die Anekdote eine doppelte Entwicklung. Einerseits bleibt sie in der ursprünglichen, im militärischen Milieu gebundenen Form erhalten. Noch im ersten Weltkrieg bringen

der *Cri de Paris* und danach die Münchner Neuesten Nachrichten, im Dezember 1916, eine zeitgemäße Abwandlung.²⁾ Andererseits wird sie, anscheinend zuerst in den vierziger Jahren, mit dem Namen Schopenhauers verknüpft. In dieser Verbindung wird sie erst eigentlich bekannt und berühmt, lebt ein halbes Jahrhundert lang, im Wesentlichen unbestritten, fort und sie wird, unberührt von allen Hinweisen auf ihre Unglaubwürdigkeit, auch in Zukunft weiterleben. Gewiß: In der Schopenhauer-Literatur ist mit dem Nachweis der Matthisson-Quelle ihre Rolle ausgespielt. Grisebach (Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, 2. Aufl. 1902, S. 163) bezeichnet sie als apokryph, O. F. Damm (Arthur Schopenhauer, Eine Biographie, 1912, S. 202) als unhistorisch, W. L. Hertslet (Der Treppenwitz der Weltgeschichte, 8. Aufl. 1912, S. 317 f) als erfunden. Auch Gwinner rückt in der 3. Aufl. seiner Biographie (1910), S. VII, nunmehr von ihr ab. „Sie war mir,“ schreibt er, „von einem vollkommen glaubwürdigen älteren Tischgenossen als von Schopenhauer in Scene gesetzt, weil auf dessen Namen in Frankfurt verbreitet, mitgeteilt worden, und zwar zu einer Zeit als ich noch nicht mit Schopenhauer persönlich verkehrte. Ich erzählte sie, nach dessen Tode, unbedacht weiter, mußte mich aber bald überzeugen, daß es eine alte, schon in Matthissons „Erinnerungen“ gebrachte und auch dort offenbar nicht erlebte, sondern nur nacherzählte, wahrscheinlich aus Holland stammende Geschichte ist. Schopenhauer hat vermutlich einmal die Unterhaltung damit gewürzt, und zwar mit der ihm stets zu Gebote gestandenen virtuoson Aktualität, die zur Versuchung, sie auf seinen Namen zu verbreiten, führen konnte.“

Trotz dieser offiziellen Ablehnung wird die Geschichte in Anekdotensammlungen, in Zeitungen und Zeitschriften, weiterhin mit Schopenhauer in Verbindung gebracht, manchmal mit einem kritischen Hinweis, im Allgemeinen aber mit der alten Unbekümmertheit.

So steht sie in der Sammlung „Gelehrten-Anekdoten“ von W. Ahrens, Berlin-Schöneberg 1911; im „Goldenen Buch der Anekdoten“, gesammelt

²⁾ In einer Stadt in Nordfrankreich habe in einer englischen und französischen Offiziersgesellschaft ein englischer Oberst eine Gruppe französischer Offiziere dadurch beunruhigt, daß er niemals gegessen habe, ohne 5 Pfund Sterling vor seinen Teller gelegt zu haben, die er aber später immer wieder zu sich nahm. Auf die endliche Frage nach dem Grunde dieses seltsamen Benehmens habe der Oberst geantwortet, er habe mit sich selbst um diese Summe gewettet, ob es möglich sei, einmal unter Franzosen zu speisen, ohne daß die Unterhaltung der Herren mit „unsauberen Geschichten“ enden würde. Er habe aber die Wette bisher niemals gewonnen.

und eingeleitet von Wilhelm Büring [1929], S. 13 f (mit Hinweis auf die Vorgängerschaft des „Französischen Soldaten“); ebenso in dem Schopenhauer-Roman von Rudolf Hans Bartsch, „Der große alte Kater“, Leipzig 1929, S. 286; weiter bei Werner Fuchs-Hartmann, Schopenhaueriana, D.A.Z., 15. 9. 1935, Nr. 430/31, und nochmals in der Berliner Illustrierten Zeitung 1938, Nr. 7 („Den Taler habe ich für den bestimmt, der während des Essens auch einmal ein vernünftiges Wort sagt . . .“); in der Kölnischen Zeitung, Stadtanzeiger, 21. 9. 1935, Abendblatt Nr. 480; bei Karl Friedrich Baberadt, „Das Frankfurter Anekdoten-Büchlein“, Frankfurt a. Main 1939 (nur in der 1. Auflage); in der Frankfurter Zeitung, 9. 7. 1939, Nr. 344 (unter dem Titel: „Wo Salz ist, lecken die Schafe“); im Illustrierten Beobachter 1943, Folge 48 (unterzeichnet Dido, mit der Variante, daß der Kellner, der Schopenhauer nach dem Sinn seines Handelns fragt, das Goldstück haben soll); in der Kontinent-Korrespondenz, Berlin, 18. 9. 1940 (hier ähnlich wie bei Werner Fuchs-Hartmann mit der Variante: „Seit Jahren habe ich mir vorgenommen, demjenigen diesen Taler als Belohnung zu schenken, der es fertigbringt, bei Tisch ein vernünftiges Wort zu reden, aber ich habe noch keinen gefunden“); schließlich wieder, unter Berufung auf Gwinner, in der Frankfurter Neuen Presse, 21. 9. 1946.

Wägt man die verschiedenen Zeugnisse für die Verknüpfung der Anekdote mit dem Namen Schopenhauers gegeneinander ab, so läßt sich wohl denken, daß Schopenhauer die Anekdote irgendwoher gekannt haben und daß ihm in gelegentlichem Ingrimme über seine Tischgenossen die Äußerung entfahren sein mag, er wolle einen Taler geben, wenn der Nachbar einmal von etwas anderem rede, als von Mädchen und Pferden. Als spätere Entstellung mag es gelten, daß Schopenhauer das Geldstück vor sich hingelegt habe (vgl. auch Rudolf Borch, „Graf Schack über Schopenhauer“, XXXI. Jahrb. 1944, S. 106—108).

In der Frankfurter Zeitung, 9. 7. 1939, Nr. 344 erhält die Geschichte übrigens noch folgende Fortsetzung:

Es war ihm schon eine Gewohnheit geworden, nach seinem Taler zu greifen, wenn er sich von der Tafel erhob, als eines Mittags die Offiziere nicht einzeln wie sonst, sondern gemeinsam eintraten, danach verdrossen ihre Suppe zu löffeln. Ein langer Oberleutnant mit einer gewaltigen Nase brach zwar endlich das Schweigen, aber sein Stichwort gab dem Gespräch eine Wendung, die gegen den fröhlichen Lärm sonst ungewohnt war. Es sei eine Affenschande, sagte er, und die Meinungen darüber schienen nicht auseinanderzugehen. So viel Schopenhauer heraus-hören konnte, hatte es bei der Besichtigung am Morgen ein Donnerwetter gegeben durch die schlechte Laune des Kommandanten.

Wenn der Blitz in der Kirche einschlagen will, helfen dem Pfarrer keine Gebete, versuchte der kleine Fähnrich die Sachlage anzudeuten. Und weil sie keine Kopfhänger waren, kamen sie darüber wieder zur Lustigkeit, ihr Mißgeschick zu belachen.

„So hat der Kommandant den Taler gewonnen!“ quittierte Schopenhauer, als er aufstand und seinen Rock glattstrich. Gerade da aber brach ein Gelächter bei den Offizieren aus, weil der Oberleutnant das erlösende Wort von der Kommandeuse gesagt hatte. Da war der

Träger für die Affenschande gefunden; denn nun ging es los über die unentbehrlichen Weiber, deren sich der Teufel bediene, um den Männern dreinzureden.

„Zu früh gejubelt, mein Taler!“ spöttelte Schopenhauer und ging einen Schritt zurück, ihn wieder in die Westentasche zu stecken: „Wo Salz ist, lecken die Schafe!“

II.

In der Erzählung komischer Vorfälle war er gleich meisterhaft. Manche davon, die ihm besonders lehrreich, von besonderem psychologischen Interesse zu sein schienen, brachte er wohl öfter bei schicklicher Gelegenheit vor, und so konnte es dem nicht fehlen, daß sich ihm mit der Zeit unwillkürlich eine Version bildete und festsetzte, welche sein Erzählertalent im günstigsten Licht erscheinen ließ. Dies galt auch von einer Erzählung, deren Inhalt wir leider nicht in Erfahrung bringen konnten, deren Wiedergabe aber niemals verfehlte, selbst solche Zuhörer zu fesseln, welchen als täglichen Tischgenossen die Sache schon bekannt war. Einer derselben geriet schließlich auf den sonderbaren Einfall, sich in den Besitz des Erzählungsrechtes jener Geschichte zu setzen. Eigenthümer einer irgendwie merkwürdigen Dose, welche Schopenhauer früher, jedoch vergeblich, zu erwerben getrachtet hatte, bot er nun dieselbe dem Philosophen gegen Abtretung des Erzählungsrechtes an. Der Tausch kam ins Reine, und es währte nicht lange, so regte sich in dem Manne die Lust, von seinem erworbenen Rechte auch Gebrauch zu machen. Aber dies geschah nicht nur insoferne in der ungeschicktesten Weise, als er hiezu den passenden Anlaß nicht abwartete und die Geschichte förmlich bei den Haaren herbeizog, sondern auch im Vortrage selbst gab er eine solche Unbeholfenheit kund, daß die Pointe der Erzählung ganz verloren ging und der Effect völlig abgeschwächt wurde. Unser Philosoph, schon bei den ersten Worten des Erzählers ärgerlich geworden, rückte im Verlaufe derselben immer unruhiger auf seinem Stuhle hin und her, bis er schließlich, ehe noch der Andere ausgeredet hatte, mit Lebhaftigkeit in die Tasche fuhr und; hastig die Dose auf den Tisch setzend, unter allgemeinem Gelächter in die Worte ausbrach: „Da haben Sie Ihre Dose, meine Geschichte will ich wieder haben!“ Von dem Tage an trug Schopenhauer seine Geschichte wieder selbst vor, wenn sie dem Gespräche Würze zu geben vermochte.

Karl Frh. du Prel, Arthur Schopenhauer, (Wiener) Deutsche Zeitung, 18. 12. 1872, Nr. 348.

Es scheint sich mit dieser Anekdöte ähnlich zu verhalten wie mit der Dukatengeschichte. Berthold Auerbach schreibt sie einem der Brüder Schlegel zu. Du Prels Quelle für ihre Verknüpfung mit Schopenhauer ist; einer Mitteilung an Frh. von Mensi zufolge, Robert von Hornstein. Aber schon Gwinner weist sie in der 2. Aufl. seiner Biographie (1878), S. 520, ohne weiteres ab: „So wird die alte französische Geschichte von dem, für eine goldene Tabatière veräußerten Urheberrechte an einer Anekdöte, die der Erwerber nicht zu erzählen verstand, als ein Ereignis aus Schopenhauers Leben aufgetischt. Manches dieser Art ist auf Schopenhauers Namen in Umlauf gebracht worden, bloß weil

er gelegentlich die Unterhaltung damit würzte." Unter Berufung auf Gwinner erklärt auch Hertslet, „Der Treppenwitz der Weltgeschichte“ (8. Aufl. Berlin 1912, S. 318) die Anekdote als unhistorisch.

Merkwürdig, daß sie neuerdings in die Anonymität zurückgekehrt ist, aus der sie ursprünglich aufgetaucht sein mag. Ein „Kleines Durcheinander in Anekdoten“ von C. G. v. M. [Carl Georg von Maaßen] (Die Einkehr, Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 46, 1. 12. 1935) enthält folgende Fassung der Geschichte:

Ein humoristischer Schriftsteller, der sich ständig auf der Jagd nach guten Anekdoten befindet, kommt eines Tages an seinen Stammtisch und hört, wie jemand eine sehr wirkungsvolle Anekdote erzählt.

„Die kaufe ich Ihnen ab!“ ruft entzückt der Schriftsteller.

„Wieviel zahlen Sie?“ fragt der andere.

„Zwanzig Mark!“

„Einverstanden! Sie haben die Anekdote!“

Nicht lange darauf erscheint ein neuer Gast am Tische. Sogleich erzählt ihm der Anekdotenkäufer, um die Wirkung zu erproben, die neuerworbene Anekdote. Er erzielt aber keinen sonderlichen Erfolg mit ihr. Mißbilligend wegen des schlechten Vortrags den Kopf schüttelnd, hat der Verkäufer der Anekdote zugehört. Mit energischem Ruck reißt er seine Brieftasche aus dem Rock, zieht einen Zwanzigmarkschein heraus und wirft ihn dem Schriftsteller zu:

„Da haben Sie Ihr Geld wieder, geben Sie mir meine Anekdote zurück!“

III.

Übrigens liefen viele Table d'hôte-Anekdoten über ihn um. Die bekanntesten waren: Die Geschichte vom Napoleond'or. Dann die Antwort: „Ich denke auch für zwei,“ als ihm der Nachbar den Vorwurf machte, er esse für zwei. Beide Geschichten erklärte er für erfunden. „Solches Zeug rede ich nicht,“ setzte er noch hinzu.

Robert von Hornstein, Memoiren, S. 114; Gespräche, S. 208.

Bei Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert, 1888 (3. durchgesehene Auflage, 1894, S. 33 f.) erscheint die gleiche Anekdote in einer vergrößerten Form:

Ein Nachbar soll einmal zu ihm gesagt haben: „Herr Doktor, Sie essen ja wirklich für zehn Personen“; und seine Antwort war: „Ja freilich, aber ich denke auch für zehn.“

Die Anekdote wird schon von Gwinner in seinem Brief an Grisebach vom 28. 11. 1883 als apokryph erklärt; danach auch von Grisebach selbst (Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, 2. Aufl. 1902, S. 163), der sie übrigens wieder in einer andern Fassung gibt: „Sie essen aber auch dreimal so viel, als Sie bezahlen.“ — „Allerdings esse ich dreimal so viel wie Sie, dafür habe ich aber auch dreimal so viel Verstand wie Sie.“ Die Anekdote mag darauf zurückgehen, daß Schopenhauer gelegent-

lich, im Hinblick auf seinen starken Appetit, äußerte: Das müsse so sein. Wer viel denke, müsse auch viel essen. Bei Dummköpfen und Denkfaulen gehe der Stoffwechsel viel langsamer vor sich. (Hans Taub, Zu Gast bei Schopenhauer, Frankfurter Zeitung, 1. 1. 1913, 1. Morgenbl.; Gespräche, S. 137).

IV.

Der große Pessimist, der von seinen Mitmenschen sehr wenig hielt, liebte es nicht, beim Essen gestört zu werden. Er hatte deshalb in seinem Stammlokal in Frankfurt a. M., dem „Englischen Hof“, verlangt, daß die Plätze neben ihm freibleiben sollten während seiner Mahlzeiten. Die Stammgäste, die wenig Neigung verspürten, dem groben Sonderling allzunähe zu kommen, respektierten diesen Wunsch sehr gern, aber einmal sagte ein fremder Diplomat nichts ahnend zu ihm: „Sieh einer an, die Herren Professoren sind auch keine Verächter von Delikatessen.“ Der alte Schopenhauer erwiderte ihm barsch: „Ja, glauben Sie denn, Gott habe die Leckerbissen nur für Dummköpfe bestimmt?“

Kontinent-Korrespondenz, Berlin, 18. 9. 1940.

V.

Gegen Frauen kannte Schopenhauer wenig Rücksicht. So war er einmal bei einer Frankfurter Dame, die einen geistreichen Kreis um sich zu versammeln liebte, zu Tisch geladen. Nur zögernd hatte der verwöhnte Feinschmecker der Aufforderung Folge geleistet, da er den Kochkünsten der Dame mißtraute. Die beiden ersten Gänge fanden Gnade vor seinem Gaumen, die nächste Speise aber schob er mit Abscheu von sich und murmelte: „Das ist rechtes Schweinefutter!“ Starres Entsetzen ringsum, aber mit lebenswürdigem Lächeln fragte die Dame des Hauses: „Darf ich Ihnen dann noch einmal davon anbieten, Herr Doktor?“

Werner Fuchs-Hartmann, Schopenhaueriana, D.A.Z., 15. 9. 1935, Nr. 430/31.

Danach J. Kirchner, Gedenkblatt für Schopenhauer, Frankfurter General-Anzeiger, Nr. 221, 21./22. 9. 1935: „Es kam ihm garnicht darauf an, als Gast bei der Soiree einer Dame das Essen laut für ein rechtes Schweinefutter zu erklären.“ (Der Artikel von Werner Fuchs-Hartmann ist mit geringen Änderungen nochmals in der Berliner Illustrierten Zeitung 1938, Nr. 7, zum Abdruck gelangt.)

VI.

Schopenhauer liebte die Freuden der Tafel, insbesondere wußte er einen guten Tropfen zu schätzen. Eines Tages war er beim Frankfurter Rothschild zu Gaste. Vor seinem Gedeck stand eine Batterie von Gläsern in allen Größen. Mit großem Behagen hatte der Philosoph zwei Teller Schildkrötensuppe gegessen und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, als der Diener mit der Weinflasche kam, um einzugießen. Rasch schob ihm Schopenhauer ein kleines Dessertglas hin. Der Bediente raunte ihm zu: „Bitte das große Glas, das kleine ist für die feinen Dessertweine.“ „Gießen Sie ruhig ein,“ flüsterte Schopenhauer, „das große Glas brauche ich, wenn die feinen Dessertweine kommen.“

Das goldene Buch der Anekdoten [1929], S. 288.

Die Anekdote taucht zuerst in der Berliner Illustrierten Zeitung, 33. Jg. 1924, Nr. 14 (Unter dem Titel: „Schopenhauer

der Weinkenner“) in der Verbindung mit dem Namen Schopenhauers auf. Am 29. 9. 1930 erscheint sie in der Münchener Telegramm-Zeitung, dann am 13. 12. 1933 in der Neuesten Zeitung, Frankfurt a. M. 1935 wurde sie mit kleinen Änderungen in mehreren illustrierten Zeitungen wieder abgedruckt, auch in der Kölnischen Zeitung, Stadt-Anzeiger, Abendblatt, 21. 9. 1935, Nr. 480 („Eben eben, das große Glas brauche ich für die feinen Weine. Gießen Sie nur das kleine voll!“) Schließlich erschien sie nochmals in der Anekdotensammlung von Wilhelm Spohr, „Garten des Vergnügens“, Berlin 1936, S. 52. Sie wird nach Richard Laengsdorff, Glossen und Fragen, XXI. Jahrb. 1934, S. 215, seit Olims Zeiten in Frankreich bald diesem, bald jenem Schlemmer zugeschrieben. Es besteht keine Handhabe, auch noch Schopenhauer als ihren Helden auftreten zu lassen. (Vgl. auch R. Borch, XXV. Jahrb. 1938, S. 345.)

VII.

Schopenhauer war eines Tages mit mehreren Herren bei Baron Anselm Mayer Rothschild zu Tisch geladen. Man unterhielt sich lebhaft, und Schopenhauer hielt anscheinend mit seinen Anschauungen nicht zurück. Nachdem er sich etwas früher als die anderen Gäste zurückgezogen hatte, sprach einer der Anwesenden dem Gastgeber sein Mißfallen darüber aus, daß er einen solchen Gottesleugner mit gottgläubigen Menschen zusammen zu Tisch geladen habe. Rothschild soll darauf erwidert haben: „Wie heißt Gottesleugner? Das ist dem Mann sein Geschäft! Geschäft ist Geschäft.“

Mitteilung von Dr. med. August de Bary, Frankfurt a. M., an Dr. Walther Rauschenberger.

Im Goethemuseum Frankfurt a. M. befindet sich eine Zeichnung von Luntenschütz, auf der Schopenhauer in einer Gesellschaft bei Baron Rothschild (geb. 1773, gest. 6. Dez. 1855) festgehalten ist. Die Teilnahme Schopenhauers an einer solchen Gesellschaft ist allerdings recht unwahrscheinlich.

VIII.

Die Gattin Schopenhauers war eine furchtlose energische Frau. Im unglücklichen Kriege von 1806 und 1807 erhielt sie die Einquartierung von mehreren französischen Offizieren. Diese Herren benahmen sich in ihrer Gegenwart so rüpelhaft, daß ihr die Schamröte ins Gesicht stieg. Energisch verbat sie sich diese unflätigen Redensarten in ihrem Hause. Da brauste einer der Offiziere auf und schrie sie an: „Madam, Sie wissen wohl garnicht, wer ich bin?“ Furchtlos erwiderte die Gattin des Philosophen: „Nun, Gemeiner können Sie unmöglich sein.“

Frankfurter Volksblatt, 29. 18. 1940, Nr. 239.

IX.

Obwohl Schopenhauer sich mehrmals in seinem Leben mit Heiratsabsichten trug, ließ er die Welt gern glauben, daß er ein verstockter Weiberfeind sei. „Alle großen Philosophen,“ so pflegte er zu sagen,

sind unverheiratet geblieben, so Demokrit, Platon, Spinoza, Leibniz und Kant. Nur Sokrates machte eine Ausnahme — und das bekam ihm sehr schlecht, denn seine Frau war Xanthippe.“

Kölnische Zeitung, Stadt-Anzeiger, 21. 9. 1935, Abendblatt, Nr. 480.

Dieser Ausspruch scheint auf Schopenhauers, zuerst in Gwinners Biographie 1862, bekanntgemachter Aufzeichnung aus dem verlorenen autobiographischen Manuskript zu beruhen: „Daher wird man finden, daß fast alle ächten Philosophen ledig geblieben sind; so Cartesius, Leibnitz, Malebranche, Spinoza und Kant. Die Alten kann man nicht rechnen, da bei ihnen die Weiber eine untergeordnete Stelle eingenommen haben; übrigens ist des Sokrates Leiden bekannt, und Aristoteles ist ein Hofmann gewesen.“ (D XV, S. 80.)

X.

Schopenhauer wurde, als er sich einmal in eine Gesellschaft von Damen und Herren verirrt hatte, von einigen Damen aufgefordert, zu entscheiden, wer in der Regel klüger sei, die Männer oder die Frauen. „Die Frauen,“ erwiderte er, „denn diese heiraten Männer, die Männer aber — Frauen.“

Das goldene Buch der Anekdoten [1929], S. 286 f. Danach: Kölnische Zeitung, Stadt-Anzeiger, 21. 9. 1935, Abendbl. Nr. 480.

XI.

In Frankfurt a. M. sagte einmal die Bildhauerin Elisabet Ney zu ihm: „Ich glaube, wenn man mit Ihnen verheiratet wäre, gäbe es dauernd Mord und Totschlag!“ Der Philosoph aber antwortete: „Nein, es gäbe nur einen Totschlag, und dann würde ich wieder heiraten, um zu untersuchen, ob die Regel ohne Ausnahme sei.“

Kontinent-Korrespondenz, Berlin, 18. 9. 1940.

Danach wohl die Fassung in „Drei Schopenhauer-Anekdoten,“ Münchener Zeitung, die Propyläen, 22. 10. 40, mit der geringen Änderung: „Sie irren. Es würde nur einmal Mord und Totschlag geben; und dann würde ich vielleicht — natürlich nur zum Versuch, ob die Regel wirklich keine Ausnahme habe — wieder heiraten!“

XII.

Schopenhauers Ausspruch „In unserm monogamischen Welttheile heißt heirathen seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln.“ (Parerga II, Ausg. Hübscher, Bd. VI, S. 659; ähnlich Äußerungen gegenüber Hornstein [Gespräche, S. 218] und Challemeil-Lacour [Sesprache, S. 355]) bildet die Keimzelle zu folgender Anekdote:

Ein Ledergroßhändler fragte Schopenhauer, warum er nicht geheiratet habe. Schopenhauer stellte die Gegenfrage: „Sind Sie denn verheiratet?“ „Gewiß, und ich bin glücklich verheiratet!“ Darauf Schopenhauer: „Je beschränkter ein Mensch, desto schneller preist er sich glücklich, weil er Glück gleichstellt mit Zufriedenheit! Wissen Sie, was heiraten

heißt? Nicht? Sie wissen es nicht? Dann will ich es Ihnen sagen: Heiraten heißt seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln! Und wer das tut, ist entweder ein Idealist oder ein Narr! Nun wählen Sie! Wütend stand der Ledergroßhändler auf: „Das werde ich Ihnen weder vergessen noch vergeben!“

Max Karl Böttcher, Schopenhauer im Spielsaal (Hallische Nachrichten, 20. 7. 1938).

XIII.

Schopenhauer, der nach Art der meisten Hagestolze griesgrämig und verbissen war, gab manchmal im intimen Freundeskreise zu, daß ein Eheleben mit Weib und Kind doch wohl geeignet sei, aus einem Manne einen erträglichen Kumpan zu machen. „Ja, warum haben Sie denn nicht geheiratet?“ fragte man ihn. „Ach, das ist so eine Sache,“ pflegte der große Philosoph dann zu sagen, „Frauen haben so eine gutartige Freundlichkeit. Und ich hatte so große Angst, daß, wenn ich etwas Neues geschrieben hätte, ich von meiner Frau die Worte hören würde: „Das ist aber hübsch, was du da gemacht hast!““

Alexander Bernath, Kant és Schopenhauer. Két ember. [Kant und Schopenhauer. Zwei Menschen] Kgl. Ung. Akad. Budapest.

Diese und die beiden folgenden Anekdoten wurden von Erika Arne-Gütermann (Hamburg) im Jahre 1935 übertragen und (ohne Quellenangabe) der deutschen Presse angeboten.

XIIIa.

Schopenhauer, von einem jungen Herrn befragt, in welchem Alter ein Mann heiraten solle, entgegnete: „Vor dem 40. Jahre nicht und nach dem 40. nicht mehr.“

Reichssender Frankfurt, 28. 8. 1947.

XIV.

Schopenhauer befand sich eines Tages im Umzug. Eine leidige Gelegenheit für den zurückgezogen lebenden und nervenempfindlichen Philosophen. Mürrisch ging der wenig menschenfreundliche Gelehrte ... zwischen der Umzugsanordnung umher und sorgte sich um die Schätze seiner Bibliothek. Eigenhändig belud er den Träger mit immer größeren Büchermengen. „Herr Professor,“ sagte schließlich der Geplagte, als Schopenhauer ihm gerade wieder eine übergroße Bücherladung aufpacken wollte, ich hab' ja einen breiten Buckel, aber das ist doch mehr, als ich gebrauchen kann!“ „Was!“ entgegnete der ungeduldige Philosoph, „die paar Schmöker? — Und Oh trage den ganzen Kram da in meinem Kopfe ...!“

Alexander Bernath, Kant és Schopenhauer. Két ember.

XV.

Als Schopenhauers Gesundheit eines Tages zu wünschen übrig ließ, riet ihm der Arzt, spazieren zu gehen, da der viele Aufenthalt am Schreibtisch und im geschlossenen Zimmer seinem Befinden nicht zuträglich sei. „Sie müssen sich dazu zwingen, in die frische Luft zu gehen, außerdem wird es Sie auch zerstreuen und erheitern.“ Schopenhauer, ... den man nur selten den Mund zu einem Lächeln formen sah,

sagte nun doch mit dem Anflug eines solchen: „Ja, aber mein ärztlicher Ratgeber, wenn es mich nun langweilt, mich zu zerstreuen?“

Alexander Bernath, Kant és Schopenhauer. Két ember.

XVI.

Den bekannten Satz: „*Praesente medico nihil nocet*“ („Gegenwart des Arztes bewahrt vor Schaden“) übersetzte der große Spötter: „Geschenke schaden dem Arzte nichts.“

Franz Hotzen, Schopenhauer in der Anekdote. Die Propyläen (Beilage der Münchener Zeitung), 20. 9. 1935.

XVII.

Zu Schopenhauer kam kurz vor Neujahr ein Bekannter und fand ihn mit der Lektüre einer großen Menge von Briefen beschäftigt. Der berühmte Philosoph sah sich jedes einzelne Schreiben flüchtig an, warf die meisten davon auf den Fußboden und steckte sie dann in den brennenden Ofen. „Was machen Sie denn da?“ fragte der Besucher erstaunt. „Ich beantworte die Briefe aus dem verflissenen Jahr!“ antwortete der Gelehrte mit ironischem Lächeln.

Völkischer Beobachter (München), 12. 12. 1937, Nr. 346.

Die Geschichte ist mit geringfügigen Änderungen in das Buch von Karl Friedrich Baberadt, „Das Frankfurter Anekdoten-Büchlein,“ Frankfurt a. Main 1939 übergegangen. (Baberadt will sie nach einer brieflichen Auskunft seinerzeit ohne nähere Quellenangabe von Carl Gebhardt gehört haben.) Anscheinend handelt es sich um eine alte Wanderanekdote. Eines ihrer Grundelemente, der Gedanke, daß Briefe sich durch Liegenlassen von selbst erledigen, spielt bereits in der Napoleonliteratur eine Rolle. In Emersons Essay „Napoleon“ heißt es: „Er befahl Bourienne, alle Briefe drei Wochen uneröffnet liegen zu lassen, und nahm dann mit Genugtuung wahr, welcher großer Teil der Korrespondenz sich von selbst erledigt hatte und keiner Antwort mehr bedurfte.“

XVIII.

Der Grund. Der Philosoph Schopenhauer unterhielt sich einst mit einem jungen, noch unbekanntem Schriftsteller. Nachdem sie längere Zeit miteinander geplaudert hatten, begannen sie über das Kapitel „Todesfurcht“ zu sprechen. „Auch ich fürchte den Tod,“ sagte der junge Mann. „Ich habe mich schon oft mit diesem Problem beschäftigt, kann aber nicht genau sagen, warum ich, der sonst sehr mutig ist, nicht frei von der Todesfurcht bin.“ „Den Grund kann ich Ihnen ganz genau sagen,“ meinte der Philosoph. „Sie fürchten den Tod, weil Sie ganz leer in der Ewigkeit ankommen werden. Dorthin kann man nämlich nichts mitnehmen, als seine — guten Werke!“

Baseler Nachrichten, 29. 12. 1940.

XIX.

Schopenhauer hatte sich einmal in Berlin einen Hund für einen Taler gekauft. Das Tier gefiel ihm aber nicht, und er wollte es wieder verkaufen. Er fand auch rasch einen Liebhaber, der ihm 3 Taler gab. „Mir scheint es,“ sagte daraufhin ein boshafter Bekannter zu dem Philosophen, „Sie haben mehr Glück mit dem Hundehandel als mit dem Bücherschreiben.“ „Das ist kein Wunder,“ erwiderte darauf Schopenhauer, „es gibt eben sehr viel mehr Hundekenner als Bücherkenner.“

Münchener Telegramm-Zeitung, 3. 4. 1925.

Ähnlich Neues Wiener Journal, 30. 10. 1938, in einer Anekdotenreihe „Geschichten von Bücherfreunden“ (unterzeichnet R. H.).

XX.

Schopenhauer befand sich auf seinem täglichen Spaziergang vor den Toren Frankfurts. Wie stets war er hierbei von seinem treuen Pudel begleitet, der ihm munter voranlief und dabei unversehens eine ungemein dürre Frau ansprang, die sich darob sehr entsetzte und den Philosophen mit Vorwürfen überschüttete. Aber Schopenhauer wurde nach seiner Manier sehr grob und schimpfte: „Wundert mich gar nicht, der Pudel! er hat bestimmt noch nie einen solchen Haufen Knochen beisammen gesehen!“

Werner Fuchs-Hartmann, in einer Anekdotenreihe „Heitere Herocn des Buches“ (Neues Wiener Journal, 30. 10. 1938).

XXI.

Schopenhauer kam einmal während seines täglichen Spaziergangs mit dem stolzen Besitzer eines Schnauzers ins Gespräch, der die Intelligenz seines Hundes nicht genug zu rühmen wußte. „Sprechen kann er natürlich nicht,“ sagte der Mann, „aber ich habe noch nie so ein kluges Tier gesehen. Ich bin überzeugt, daß er ebensoviel weiß wie ich.“ „Hm,“ machte Schopenhauer, „das mag ja sein, aber ein Beweis für seine Klugheit ist es nicht.“

Münchener Neueste Nachrichten, 7. 5. 1939.

Ähnlich Kontinental-Korrespondenz, 6. 9. 1944. (Hier handelt es sich nicht um einen Schnauzer, sondern um einen Bernhardiner.)

XXII.

Eines Tages saß die neue französische Gesandtschaft, die auf dem Wege nach Berlin war und vom Grafen Matier geführt wurde, mit an der großen Tafel im vornehmen Speisesaal. . . Nach der Tafel forderte er [Matier] Schopenhauer und andere Herrschaften auf, nebenan einem kleinen Hasardspielchen zu fröhnen. Zu Schopenhauer gewendet, sagte er: „Wollen der Herr Doktor mithalten? Oder erlaubt es die Börse dem Herrn nicht? Man sagt in Frankreich, daß die deutschen Gelehrten und Dichter zwar reich an Geist, aber arm an irdischem Gut seien und meist leere Börsen hätten.“ „Immerhin besser, als umgekehrt! Kümmern Sie sich um Ihre eigene Börse, mein Herr Graf! Sollte sie Ihrem Gehirn ähneln, befürchte ich, daß sie recht leer ist!“

Wütend zog der Franzose ab, und Schopenhauer hatte die Lacher auf seiner Seite. Man ließ sich im Speisesaal nieder, und jeder tat nun mit, so gut sein Geld es zuließ. Eine Weile schaute Schopenhauer zu,

dann setzte er einen halben Silbertaler, den kleinsten zulässigen Einsatz. Man lächelte spöttisch und steckte die Köpfe zusammen. Im Nu war des Doktors Einsatz verschwunden. Er setzte ruhig lächelnd einen ganzen Taler, aber auch der wurde vom Bankhalter, dem Grafen Matier, eingerafft. Schopenhauer ließ das nächste Spiel aus, da höhnte der französische Graf halblaut: „Seine Börse scheint bereits geleert zu sein, vielleicht macht er eine Anleihe bei seinem Hirn!“ Das hörte die ganze Gesellschaft, natürlich auch Schopenhauer. Verlegenes, eisiges Schweigen, aber der Philosoph erwiderte ruhig: „Wir werden sehen!“ — Dann laut: „Ich halte die Bank!“

Gegen 1200 Taler standen als Einsätze, für damalige Zeiten eine recht anscheinliche Summe, und wer die Bank hielt, das bedeutete, daß er die ganze Einsatzsumme als seinen eigenen Einsatz betrachtet wissen wollte, verlor er, so mußte er die gesamte Summe, also 1200 Taler in unserem Falle, zahlen, gewann er, so bekam er die ganze Summe ausgezahlt. Der Graf Matier, der Bankhalter, erhob sich und sagte: „Wir sind Leute von Stand! Und ein ungeschriebenes Gesetz der ganzen Welt lautet: Spielschukden sind Ehrenschukden und müssen innerhalb 24 Stunden beglichen sein!“ „Wenn ein deutscher Gelehrter sagt: ich halte die Bank, so weiß er, was das bedeutet, denn deutsche Gelehrte sind ernsthaft Leute und keine Charlatane! Und so bedarf ich keinerlei Belehrung, zu allerletzt die eines Ausländers! Also nochmals: Ich halte die Bank!“ erwiderte Schopenhauer ruhig und mit feinem Lächeln. Mit einem Male war große Spannung und wilde Erregung im Spielsaal. Der Graf mischte die Karten, ließ zweimal abheben, legte auf und alles stierte auf die behilderten Blätter, nur Schopenhauer, der doch wußte, daß es um einen beträchtlichen Teil seines Vermögens ging, putzte gleichgültig seine Brille.

„Gewonnen!“ schrie einer. — „Der Doktor hat gewonnen!“ ging es durcheinander, und es war eine Aufregung im Saal, wie sie der vornehme Raum wohl kaum je erlebt. „Herr Doktor, ich habe die Ehre, Ihnen mitteilen zu können, daß Sie die Bank gesprengt haben!“ sagte Graf Matier nun mit eisiger Höflichkeit und schob dem Philosophen mit beiden Händen eine Flut von Goldstücken, Silbertalern und Geldscheinen zu. Doch der Doktor schaute gar nicht hin. „Gewonnen?! — Dann ist's ja gut! — Wollen Sie ein wenig zur Seite treten, meine Herrschaften, ich bitte darum!“ erwiderte Schopenhauer, trat an den Tisch, raffte mit beiden Händen das viele, viele Geld, und schwupp, stieß er es herunter in den Saal und rief dazu mit wahrhaft königlicher Gönnermiene: „Für die Domestiken!“ Das flatterte und klirrte und klapperte nach Gold und Silber und Notenscheinen, und alles stand starr ob dieses Tuns! Schopenhauer aber schritt dann gelassen davon, als hätte er eben einem Bettler einen Kreuzer geschenkt, und er sah nicht die langen, beschämten Gesichter der Franzosen und hörte nicht mehr den tosenden Beifall seiner eigenen Landsleute.

Max Karl Böttcher, Schopenhauer im Spielsaal (Hallische Nachrichten, 20. 7. 1938).

XXIII.

Eine letzte Schopenhauer-Anekdote hat in Guy de Maupassants *Novelle *Après d' un mort** (in dem Bande *Le Colporteur*, Paris 1900) ihre Ewigkeitsform gefunden. Wir geben sie nach einer

Übertragung der Täglichen Rundschau vom 11. 3. 1900 wieder. Ein Deutscher schildert Maupassant die letzte Nacht, die er mit einem Freunde am Sterbebette Schopenhauers verbracht habe:

Schopenhauer war gestorben, wir beschlossen, abwechselnd, immer zu zweien, bis zum Morgen, bei seiner Leiche zu wachen. Er lag in einem großen dunklen Zimmer. Zwei Kerzen brannten auf dem Nachttische. Um Mitternacht übernahm ich mit einem meiner Gefährten die Wache. Die beiden Freunde, die wir ersetzten, gingen fort, und wir nahmen am Fuße des Bettes Platz. Das Gesicht war nicht verändert. Es lächelte. Im Mundwinkel zeigte sich die Falte, die wir so gut kannten, und es schien uns, als wollte er die Augen öffnen, sich bewegen, sprechen. Seine Gedanken waren um uns; wir fühlten uns mehr als je in der Atmosphäre seines Genies, von ihm festgehalten, besessen. Jetzt, wo er tot war, schien uns seine Herrschaft sogar unumschränkter. Etwas Geheimnisvolles mischte sich mit der Macht dieses unvergleichlichen Geistes. Der Körper solcher Menschen verschwindet, aber sie selbst bleiben; und in der Nacht, die dem Stocken ihres Herzschlages folgt, sind sie schrecklich. Wir sprachen ganz leise von ihm und erinnerten uns gegenseitig an seine Worte, an seine Glaubensformen, an jene überraschenden Bemerkungen, in welchen er mit wenigen Worten die Finsternis des unbekanntten Lebens hell erleuchtete. „Ich glaube, daß er sprechen will!“ sagte mein Freund. Und mit einer an Furcht grenzenden Unruhe betrachteten wir das unbewegliche und immer lächelnde Gesicht. Allmählich fühlten wir uns ungewöhnlich bedrückt, schwach. „Ich weiß nicht, was mir ist, aber ich glaube, daß ich krank bin.“ Mein Freund machte den Vorschlag, daß wir in das Nebenzimmer gehen und die Tür offen lassen sollten; ich war damit einverstanden. Ich nahm eine der Kerzen, die auf dem Nachttische brannten, und wir setzten uns im Nebenzimmer nieder, und zwar so, daß wir von unserem Platze aus das Bett und den Toten in voller Beleuchtung sehen konnten. Aber er quälte uns noch immer. Es war, als ob sein unkörperliches, losgelöstes, freies, allmächtiges und herrschendes Wesen um uns schwebte. Plötzlich ging ein Schauer durch unsere Glieder: ein Geräusch, ein unbedeutendes Geräusch war aus dem Sterbezimmer gekommen. Wir richteten sofort unsere Blicke auf ihn, und wir sahen, ja, mein Herr, wir sahen genau, mein Freund und ich, etwas Weißes über das Bett laufen, zur Erde fallen und verschwinden. Wir waren unwillkürlich aufgesprungen, von törichter Furcht ergriffen, zur Flucht bereit. Wir waren entsetzlich bleich. Unsere Herzen pochten so heftig, daß sich der Stoff unserer Kleidungsstücke hob. Ich nahm zuerst das Wort: „Hast du gesehen?“ — „Ja, ich habe gesehen.“ — „Sollte er vielleicht nicht tot sein?“ — „Aber er geht ja schon in Fäulnis über!“ — „Was sollen wir tun?“ Mein Freund sprach zögernd: „Wir müssen nachsehen.“ Ich nahm unsere Kerze, trat zuerst ein und durchsuchte mit dem Auge das ganze große Zimmer mit den schwarzen Winkeln. Nichts bewegte sich, und ich näherte mich dem Bette. Aber vor Schreck und Staunen blieb ich wie festgewurzelt stehen. Schopenhauer lächelte nicht mehr. Er verzerrte das Gesicht in schrecklicher Weise, der Mund war geschlossen, die Wangen tief eingefallen. Ich stammelte: „Er ist nicht tot!“ Und ich bewegte mich nicht mehr und sah ihn fest an, als sähe ich eine Erscheinung. In diesem Augenblick nahm mein Freund die andere Kerze und bückte sich. Dann berührte er meinen Arm, ohne ein Wort zu sprechen. Ich folgte seinem Blicke und sah auf dem

Fußboden, unter dem Sessel neben dem Bette, ganz weiß auf dem dunklen Teppich, Schopenhauers Gebiß, wie zum Beißen geöffnet. Die fortschreitende Zersetzung des Körpers hatte die Kinnlade locker gemacht, so daß das Gebiß aus dem Munde fiel. Ich hatte damals wirklich Furcht, mein Herr!"

Den gleichen Gegenstand behandelt in ziemlich geschmackloser Weise eine Erzählung von Julius Jakob Strauß, „Das Gespenst im Schopenhauer-Haus" (Die Siedlung, 5. Jg. 1933, Nr. 1. Deutsche Gesellschaft für Bauwesen Frankfurt a. M.).

XXIV:

Als Kuriosum sei dieser Zusammenstellung noch angefügt, daß Schopenhauer von Zeit zu Zeit immer wieder die Beschäftigung mit Palindromen zugeschrieben wird. Er wird u. a. als Entdecker des Wortes „Reliefpfeiler“ bezeichnet, das sich rückwärts ebenso wie vorwärts lesen läßt. Seine Entdeckung soll nach dem Bericht von Fürst und Alexander Moszkowski (Buch der tausend Wunder, 1917 u. ö.) seinerzeit Aufsehen erregt haben. Die Herkunft dieser Behauptung hat sich bis heute nicht feststellen lassen. Julius Sauer, der sie im Frankfurter General-Anzeiger vom 30./31. Mai 1942, S. -7, aufgriff, berief sich (brieflich) auf eine alte Zeitung aus dem Jahre 1882, ohne nähere Angaben machen zu können. Neben dem Reliefpfeiler hat man Schopenhauer allmählich noch weitere Spiegelwörter zugeschrieben: „Er soll als erster die Spiegelung von ‚Reliefpfeiler‘ und ‚Marktkram‘ bemerkt und den schönen Satz ‚Ein Neger mit Gazelle zagte im Regen nie‘ gebildet haben.“ (G. Schäke: Spiegelwörter-Spielereien, Münchener Zeitung, 13. Mai 1933.)

Schließlich wird Schopenhauer (in der Zeitschrift „Die Ratte, Wochenschrift für Spiel und Rätsel“, 1. Jg., H. 5, 3. 10. 1925) auch das folgende magische Buchstabenquadrat zugeschrieben:

GRAS
ROMA
AMOR
SARG

Ich habe es in ähnlicher Form, ohne Angabe eines Autors, in Pierers Universal-Lexikon, 3. Aufl. 9. Bd., Altenburg 1851, S. 736, wiedergefunden:

AMOR
MARO
ORAM
ROMA